

KINO

Islamismus als Alibi

Warum ziehen junge Männer in den Dschihad? Das wollen die neuen Filme von André Téchiné und den Gebrüdern Dardenne verstehen – und bleiben dabei doch in einem Zirkelschluss hängen.

VON BARBARA SCHWEIZERHOF



Und plötzlich wird Alex (Kacey Mottet Klein) zum Gotteskrieger: Das lässt neben seiner Grossmutter Muriel (Catherine Deneuve) auch das Publikum etwas ratlos zurück. STILL: XENIX FILM

Der Krieg in Syrien wird nicht zuletzt damit in die Geschichte eingehen, dass er ausländische Kämpfer angezogen hat wie kaum ein Konflikt der jüngeren Vergangenheit. Junge Männer aus aller Welt schlossen sich den verschiedenen Fronten des Krieges an, für oder gegen Assad, oder auch den für ihre Autonomie kämpfenden Kurden – ins kulturelle Bewusstsein aber haben es davon nur diejenigen geschafft, die zum Islamischen Staat (IS) gegangen sind.

Aus ihnen ist mittlerweile eine in Filmen und Erzählungen wiederkehrende Figur geworden. Mit den Mitteln der Fiktion versucht man, sie zu verstehen. Genau das könnte als Absichtserklärung über Filmen wie André Téchinés «L'Adieu à la nuit» stehen, der nun in der Schweiz anläuft, oder «Le Jeune Ahmed» von den Dardenne-Brüdern, der im Dezember folgt. Tatsächlich lassen sich die Filme besser umgekehrt lesen: als Musterbeispiele dafür, wie Filmemacher diese jungen Männer – und in Ausnahmefällen Frauen – begreifen, aber eben auch benutzen.

Das beginnt mit der implizierten Annahme, dass die Tat an sich unverständlich ist. Warum sollte ein junger Mann wie Alex (Kacey Mottet Klein) seine Heimat Frankreich verlassen wollen, um sich unter die islamistischen Gotteskrieger zu mischen? Téchiné setzt in seinem Film die Schwelle der Unverständlichkeit sogar noch etwas höher, da er Alex als jungen, weissen Mann zeigt, der keinerlei familiäre Bindungen an den arabischen Kulturraum oder den Islam hat.

Soll sie das Schwein erschliessen?

Wie um diesen Punkt zu verstärken, steht im Zentrum des Films auch nicht Alex selbst, sondern Catherine Deneuve als dessen Grossmutter Muriel. Die Besitzerin eines Pferdehofs wird gleich in der ersten Szene als souveräne Hüterin ihres Guts vorgestellt, als sie mit ihrem Vorarbeiter darüber berät, wie mit dem Wildschwein zu verfahren sei, das im Kirschgarten Schaden angerichtet hat. Den Zaun verstärken oder das Schwein erschliessen? Man begreift sofort, dass die Dame trotz ihres Alters zu entschlossenem Handeln fähig ist.

Die Szene ist in mehrfacher Hinsicht prophetisch, auch weil sich der Blick der beiden schliesslich gen Himmel wendet, wo die Sonne kurz verdunkelt wird. Denn Muriels Freude darüber, dass ihr Enkel Alex zu Besuch kommt, wird sich bald trüben, als sie befremdende Entdeckungen macht. Eine davon ist, dass er zum Islam übergetreten ist, ohne es ihr zu sagen. Die nächste, dass er Schecks von ihr gefälscht hat – und das nicht etwa, um die angekündigte Reise zum Vater nach Kanada zu finanzieren, sondern um nach Syrien zu kommen. Aber Muriel schreckt vor dezidierten Massnahmen nicht zurück, um das zu verhindern.

Interessanter als zu spekulieren, ob ihr die «Rettung» des Enkels gelingen wird, ist die Frage, was der Film als mögliche Motivationen für Alex' Radikalisierung so auslegt. Da gibt es die etwas stereotyp gesetzte ödipale Struktur: Alex leidet noch immer unter dem verfrühten Tod seiner Mutter, der dazu führte, dass er bei der Grossmutter aufwuchs, als sich der Vater nach Kanada davonmachte. Hinzu kommt die nicht minder klassische Verführung durch die Freundin Lila (Oulaya Amamra), die aus einer algerischen Familie stammt. Sie arbeitet auch auf Muriels Hof, hat sich aber heimlich radikalisiert und predigt im Internet den Dschihad. An einer Stelle darf Lila immerhin ihren Job in der Altenpflege als Auslöser ihrer Konversion anführen: Wie der Westen mit seinen SeniorInnen umgeht, findet sie menschenverachtend.

Das radikal Andere

Alex und Lila wiederum stehen beide unter dem Einfluss von Bilal (Stéphane Bak), der die «Befreiung durch Regeln»-Rhetorik des Fundamentalismus am besten draufhat und über dessen Motivation der Film keine Hinweise gibt ausser der Suggestion eines Aussenseitertums aufgrund schwarzer Hautfarbe. Sosehr also der Film vorgibt, verstehen zu wollen, beharrt er doch gleichzeitig darauf, den islamischen Fundamentalismus als das radikal Andere auszugeben, als Fluchtpunkt für Verstörte und Ausgegrenzte. Der springende Punkt ist dabei nicht, dass diese Annahme grundfalsch wäre, sondern dass Filme wie «L'Adieu à la nuit» sie als Zirkelschluss wiederholen: Verstehenwollen verkommt zum blossen Vorwand des Filmemachens.

Dass an diesem Verdacht etwas dran ist, belegt auch «Le Jeune Ahmed», der neue Film der Dardennes. Mit ihrem typischen Handkammerstil folgen die belgischen Regisseure darin dem dreizehnjährigen Ahmed, der sich unter dem Einfluss eines lokalen Imams radikalisiert hat. Seine Mutter wie auch seine Lehrerin müssen erleben, wie der Junge, den sie bis vor kurzem noch als freundlich und anhänglich kannten, sie scharf zu kritisieren beginnt: die Mutter für ihre Kleidung und ihren Alkoholkonsum, die Lehrerin für ihren Umgang mit Ungläubigen, für die Ahmed sie bald aufs Schlimmste bestrafen zu müssen glaubt.

In seiner Dramaturgie folgt «Le Jeune Ahmed» exakt dem aus Filmen wie «L'Enfant» vertrauten Bogen von Krise und Wiedergutmachung. Er ist unverkennbar ein Dardenne-Film. Über die Gründe von Ahmeds Radikalisierung erfährt man so gut wie nichts, sie bleibt ein reines Alibi.

«L'Adieu à la nuit» läuft jetzt im Kino.
«Le Jeune Ahmed» folgt am 5. Dezember.

PSYCHIATRIE

Medikamentenversuche im Geiste Heideggers

In der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen erhielten PatientInnen jahrzehntelang Pillen und Ampullen verabreicht, die für eine medizinische Behandlung nicht zugelassen waren.

VON TIM RÜDIGER

Alles begann mit ehemaligen Heimkindern aus der Thurgauer Erziehungsanstalt St. Iddazell: Sie stiessen in ihren Krankenakten auf seltsame Medikamentennamen wie «G35 259» und berichteten von gemeinsamen Busfahrten in die Psychiatrische Klinik Münsterlingen. Wurden da fürsorglich Zwangsversorgte als Versuchskaninchen missbraucht?

Dafür fand das Team aus HistorikerInnen, das unter der Leitung von Marietta Meier klinische Medikamentenversuche in Münsterlingen zwischen 1940 und 1980 untersucht hat, keine Belege. Hingegen stiessen die ForscherInnen in den Krankenakten der Psychiatrischen Klinik auf über 1100 Patientinnen und Patienten, an denen ungeprüfte Medikamente getestet wurden. Die AutorInnen des am Montag veröffentlichten Berichts gehen davon aus, dass es eine Vielzahl weiterer Betroffener gibt.

Drei Millionen Einzeldosen Prüfsubstanzen schickten vor allem in Basel ansässige Pharmafirmen zwischen 1946 und 1980 nach Münsterlingen. Empfänger war Roland Kuhn, Oberarzt und später Leiter der Psychiatrischen Klinik. Kuhn bevorzugte für seine Versuche «schwere, chronische Fälle», also PatientInnen, die er gut kannte und denen er kaum Aussicht auf Heilung attestierte. Ihnen verabreichte er Präparate, um deren Substanzen zu Beginn von möglichen längeren Testreihen «etwas kennenzulernen». Dabei stand nicht nur die Wirkung im Fokus, sondern mitunter auch die Toxizität, also die Schwelle zur Vergiftung.

Substanzen in der Suppe

Kuhn schrieb nach seiner Pensionierung 1980, man habe PatientInnen «nie um ihre Einwilligung gefragt, ein Versuchspräparat einzunehmen». Obwohl genau dies spätestens seit der Verabschiedung der «Ethischen Grundsätze für die medizinische Forschung am Menschen» in Helsinki 1964 zu den ärztlichen Pflichten gehörte. In Münsterlingen wandten die ÄrztInnen und PflegerInnen vielmehr unterschiedliche Massnahmen an, um sicherzustellen, dass die Präparate möglichst zuverlässig eingenommen wurden. Trotzigen PatientInnen mischten sie die Substanzen in den Kaffee oder in die Suppe. Notfalls griffen sie zu Spezialhandgriffen und schmerzhaften Spritzen.

Von einem Patienten heisst es, er habe die Spritzen mit der Prüfsubstanz G 31406 Rosa «herrlich» gefunden. Hans Reimann* traf 1954 mit 27 Jahren in der Klinik ein, Diagnose: Schizophrenie. Weil er «seinen Zustand plastisch beschreiben» konnte, war er ein beliebter Patient. Er arbeitete zeitweise gar in der Klinikverwaltung, bis er unerwartet Suizid beging. Solche «auskunftsfähigen Personen» waren für Kuhns Versuche elementar. Zu ihnen gehörten auch Schwester Dora* oder Pflegerin Doris Huber*. Die Angestellten erhielten kostenlose Behandlung, begaben sich damit aber in ein doppeltes Abhängigkeitsverhältnis.

Zeitlebens lehnte Kuhn für klinische Prüfungen jede Systematik, umfassende Da-

tenerhebung und andere wissenschaftliche Methoden ab. Über mehrere Diagnosekriterien hinweg suchte er nach Wirkungen, kombinierte verschiedene Präparate oder änderte die Dosierung, wie es ihm angemessen schien. Auch nachdem erste Regulierungen für klinische Prüfungen aufgekommen waren, hielt er an seinen Praktiken fest. Für die Pharmafirmen blieb er dabei als informeller Prüfer nützlich.

Mit «ganzheitlichem Blick»?

Wie die AutorInnen des Berichts betonen, setzte in der Psychiatrie erst in den 1970er Jahren ein breiteres Umdenken ein, das auch die PatientInnenperspektive mit einbezog. Was den Fall Münsterlingen abhebt, ist die Philosophie, die hinter den Versuchen steckte: Roland Kuhn war ein begeisterter Anhänger der «Daseinsanalyse». Geprägt hatte diese psychiatrische Perspektive Ludwig Binswanger, Kuhns Lehrer und Kollege aus dem benachbarten Kreuzlingen. Wichtiger Bezugspunkt war Martin Heidegger, den Kuhn für den bedeutendsten Philosophen des Jahrhunderts hielt. Der Daseinsanalyse folgend reklamierte Kuhn für sich «einen ganzheitlichen Blick, der die Patienten nicht auf Zahlen, Kurven und Statistik reduziere, sondern den Gesamten Menschen erfasse», so die HistorikerInnen.

Dieser humanistische Anspruch erscheint im Licht der PatientInnenzahlen in Münsterlingen und der damit verbundenen Praktiken zynisch. Bereits 1954, kurz bevor Kuhn in ein eigentliches Prüffieber fiel, betreuten die sechs ÄrztInnen der Klinik im Schnitt 122 stationäre PatientInnen. Hinzu kamen das wachsende Ambulatorium und chronisch überlastetes Pflegepersonal. Kuhns «ganzheitlicher Blick» war ein zersplitterter: Oft waren es PflegerInnen, die Wirkungen und Nebenwirkungen rapportierten. Oder Angehörige ambulanter PatientInnen wurden angewiesen, die Einnahme der Prüfstoffe zu überwachen.

Seine Versuche zwischen 1947 und 1980 liess sich Kuhn von der Pharmaindustrie mit mindestens 3,5 Millionen Franken vergüten. Während dieser Zeit starben in Münsterlingen 36 PatientInnen nach der Verabreichung von Prüfsubstanzen. Ob es Todesfälle gab, die auf die Wirkung eines bestimmten Präparats zurückzuführen sind, vermochte Kuhn mit seinem «ganzheitlichem Blick» nie festzustellen. Und seit der Veröffentlichung des Berichts haben sich bereits Menschen gemeldet, die von weiteren Todesopfern berichten.

* Namen geändert.



Marietta Meier, Mario König, Magaly Tornay: «Testfall Münsterlingen. Klinische Versuche in der Psychiatrie, 1940–1980.» Chronos, Zürich 2019. 336 Seiten. 38 Franken.



Gefährlicher Doktor: Roland Kuhn, Oberarzt der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen, mit Klinikpersonal, 1961. FOTO: ALBUM MARLIES VERHOFFNIK, AUS DEM BESPROCHENEN BAND